

* Wiesbaden, 9. April 1908

Die geplante Automobil-Straße im Tannus wird in der Öffentlichkeit sehr oft als „Krennbahn“ bezeichnet. Dieses Wort ist geeignet, im Publikum eine falsche Vorstellung von der Bedeutung des Unternehmens hervorzurufen. Um die Bedeutung der Automobilbahn wird am besten ausgedrückt durch die in Aussicht genommene Firma: „Automobil-Verkehrs- und Tannusstraße“.

Wenn die Automobilbahn eine Sportrennbahn darstellen sollte, würde man sie nicht mit so großen Opfern in einem Gebirge anlegen, wo es doch in der Ebene genügend ausgedehnte Flächen gibt, die mit leichter Mühe zu einem Autodrom hergerichtet werden könnten! Die Tauerns-Automobilbahn soll — abgesehen von ihrer Eigenschaft als ausschließliche Automobilverkehrsstraße — in der Hauptsache für die Verkehrstechnik das gleiche sein und leisten, was etwa der Schiefstand bei Reppen für die Kanonen-Industrie, was die Bahnstrecke Marienfelde-Jossen für die Entwicklung der Eisenbahntechnik, was die chemischen Laboratorien für die wissenschaftlichen Forschungen, was die Experimente an lebenden Tieren für die Fortschritte in der Heilkunde — kurz: was die praktischen Versuche für die Entwicklung und Ausgestaltung von Entdeckungen und Erfindungen bedeuten. — Daß dem Kraftwagen noch eine große Zukunft bevorsteht, ist über allen Zweifel erhaben; daß er bestimmt ist, ein gemeinnütziges Verkehrsmittel zu werden, kann man schon heute an der bisherigen Entwicklung des Automobils erkennen; daß diese Entwicklung sich um so schneller und glatter vollzieht, je mehr Gelegenheit zu praktischen Versuchen und Erprobungen von neuen Konstruktionen und Verbesserungen vorhanden ist, liegt auf der Hand. Wenn anders aber kommen die Verbesserungen der Verkehrstechnik zugute, als dem Publikum, dem wohlgeordnete, technisch auf der Höhe stehende Verkehrseinrichtungen unumgänglich nötig sind! Die Technik braucht aber zum Ausprobieren ein Gelände, das möglichst ein getreues Bild der öffentlichen Straßen bietet, das vor allem alle Verschiedenheiten des Terrains zeigt, deshalb muß die Automobilbahn im Gebirge angelegt werden. Ferner kann nur eine solche Bahn als Übungsgelände für lernende Automobilisten in Frage kommen. Die Tauerns-Autobahn soll, entsprechend den von der Regierung gestellten strengen Anforderungen, die Möglichkeit zu gründlichster und solidester Ausbildung der Führer gewähren, und gleichzeitig — dies sei allen Freunden des Tauernsgebirges und seinen Villenkolonien vermerkt! — die öffentlichen Chausseen und Straßen von allen Übungs- und Ausbildungsautofahrern gründlich gereinigt werden.

Denn schon die Allgemeinheit ein Interesse an der möglichsten guten Ausgestaltung des Automobilwesens hat, so ist für die Seeressverwaltung diese Frage noch ungleich wichtiger. Denn die Nützlichkeit des Kraftwagens im Seerwesen bei der Artillerie und beim Train, im Sanitäts- und Feldpostdienst steht außer Frage; doch bedarf es noch zahlreicher und eingehender Versuche, um die für militärische Zwecke am meisten geeigneten Konstruktionen und Arten zu finden.

* **Residenztheater.** Zum erstenmale gelangt am Samstag der "Bosunger Krieg" zur Aufführung, historische Komödie von Anton Horn, dem Verfasser von "Brüder von St. Bernhard" und "Abt von St. Bernhard." Das glänzende Werk hat durch seiner humorvollen satirischen Schilderung der deutschen Kleinstaaterei bereits große Erfolge an einer Reihe namhafter Bühnen gehabt. Es handelt jenen lustigen Krieg, der sich aus wegen der Rangstreitigkeiten zweier meiningischer Fürstentümer zwischen Meiningen und Gotha entspann und der ohne trübe Folgen wie das Hornberger Schießen ausfiel. In Hauptrollen sind beschäftigt die Damen Hammer, Schenl, Krause, Heloise, Noorman, von Horn und die Herren Rüder, Wilmershausen, Dager, Hetschbrügge, Bartal, Tachauer und Herr Bernam, der auch die Spielleitung hat. Das lustige Stück wird

Sonntag abend wiederholt, Sonntag nachmittag wird das rasch beliebte gewordene neue Lustspiel „Seine Hoheit“ zu halben Preisen gegeben.

• **Kurhaus.** In dem abwechslungsreichen Programm der Kurverwaltung wird uns der Freitag dieser Woche die Bekanntheit einer künstlerischen Persönlichkeit vermitteln, die weit über das moderne Virtuosenium hervorsticht: des Professors Hermann Ritter, des großen Musikpädagogen und Philosophen, dessen Werke ihm einen festbegründeten Platz in der Musikgeschichte sichern, ganz abgesehen von seiner Bedeutung als der hervorragendste Meister seines Instrumentes: der Viola alta und Verbesserer desselben. Nur selten tritt dieser musikalische Tolstoi aus seiner Bescheidenheit hervor und außerhalb Würzburgs hat man ihn nicht sehr häufig auf seinem Instrumente gehört. Allerdings war er schon vor etwa 25 Jahren der solistische Gast der Konzerte unserer Kurverwaltung. Für seine Vorträge am Freitag hat er vor allem die Symphonie für großes Orchester mit obligater Altviola: „Carol in Italien“ von H. Berlioz gewählt, deren Aufführung mit solcher Forderung des Soloinstrumentes, das größte Interesse beansprucht, wie nicht weniger die Sinfonie concertante für Violine und Altviola mit Orchester von Mozart, in welcher die ausgezeichnete russische Violin-Virtuosin Eugenie Konosschtschikina Partnerin auf der Violine sein wird. Ferner kommen noch ihm zum Vortrage: Romane, sowie Pastorale und Gavotte für Viola alta mit Orchester; beides eigener Komposition.

Konzert Vorntrager. Das Programm des heute Donnerstag, 9. April, im Kasinoaal stattfindenden Konzertes läßt auf guten Geschmack schließen. Es besteht aus Gesängen von Händel, Schubert, Haydn, Schulz, Brahms, Bungeni, Weinmarter, Langhans und Hilbad Herr Weinreich spielt u. a. das von Stradoll für Klavier übertragene Orgelkonzert (D-moll) von W. A. Bach.

* **Deutschkatholische (freirelig.) Gemeinde.** Am nächsten Freitag, 10. April, abends 8½ Uhr, findet in der „Warburg“ die ordentliche Gemeindeversammlung mit Erledigung der üblichen Regularien und Renewal des Ältestenrates und eines Verbandsabgeordneten statt.

* Nationalliberaler Wahlverein (Bez. 3 u. 4). Am kommenden Montag, 13. April hält der 3. und 4. Bezirksverein im Hotel Hahn, Spiegelgasse, seine Generalversammlung ab, welche einen interessanten und anregenden Verlauf nehmen dürfte. Der Vorsitzende wird über die Organisation zur bevorstehenden Landtagswahl sprechen, während ein zweiter Redner über die gezielte Tätigkeit der Bezirksvereine referieren wird.

Wiesbadener Ausstellung 1909. Im „Darmstädter Hof“ gestern abend die Finanzsachverständigen zusammen. Herr Handelskammersekretär Schroeder erstattete Bericht über den gegenwärtigen Stand der Ausstellungs-Angelegenheit. Beifällig aufgenommen wurde die Mitteilung, daß die Zeichnungen zum Garantiefonds, soweit sie der Ausstellungsleitung bekannt, momentan bereits 306 000 M. betragen. Besonders erwähnenswert ist weiterhin, daß der Garantiefonds vornehmlich aus Kreisen der Handwerker und Kleingewerbetreibenden der Stadt Wiesbaden aufgebracht worden ist, so haben die Bäcker 600 M., die Zimmerleute 25 000 M., dem Metzger 16 000 M., die Gastwirte etwa 23 000 M. gespendet. Der Lokal-Gewerbeverein ferner hat 6000 M. zum Garantiefonds gespendet, Herr Schneidermeister Jureit-Frankfurt 10 000 M. und ferner der Stadt Wiesbaden in Höhe von 10 000 M. beträgt der Fonds zurzeit bereits 17 300 M. Die inzwischen von der Ausstellungsleitung und dem geschäftsführenden Ausschuss getätigten Verträge mit dem Grundstücksbesitzer Zellmann, mit dem künftigen Ausstellungsleiter Lege-Düsseldorf und mit dem Architekten Korn-Wiesbaden finden die Genehmigung der Versammlung. Die Föhrung der Kassen-Geschäfte wird den beiden Wiesbadener Vorshuß-Vereinen übertragen. Die Gebühren für Platzmiete sind seitens der Aussteller nach Belieben eines der beiden genannten Bank-Institute einzuzahlen. Weiterhin soll die Tageskasse ebenfalls abgeliefert werden. Die Anzahlungen für Arbeiten und Lieferungen sollen im Voraus...

lich mittels Schecks erfolgen. Die erste Prüfung der Rechnungen erfolgt durch den bauleitenden Architekten oder den kaufmännischen Geschäftsführer, die Nachprüfung durch den Vorstand der jeweils in Frage kommenden Ausschüsse. Die Zahlungsanweisungen werden sodann dem engeren Ausstellungsvorstand zur Genehmigung unterbreitet und alsdann nach Verständigung der Geschäftsführung durch den Vorstand des Finanz-Ausschusses bei einem der genannten Vorstands-Vereine die Beträge angewiesen.

* Die Aufsichtspflicht in der Schule. Am 23. April 1904 wurde der Schüler August Haberstod während einer Schulstunde in einer Frankfurter Mittelschule dadurch verletzt, daß ihm eine von seinem damals im 13. Lebensjahr stehenden Mitschüler M. gegen die Wand des Klassenzimmers geschleuderte Stahlfeder ins Auge drang. In der Stunde des Unfalls war das Klassenzimmer von seinem Lehrer bewacht, da der Klassenlehrer krank war. Der Rektor hatte einem Oberlehrer die Aufsicht für die Stunde mit übertragen. Dieser war zu Beginn der Stunde in der Klasse gewesen und hatte den Schülern Arbeiten aufgegeben und die Schüler selbst unter die Aufsicht des Klassenersten gestellt. Der Verletzte macht jedoch geltend, daß den Mitschüler M., die Stadtgemeinde Frankfurt, den damaligen Rektor der Schule und den Oberlehrer ein Verschulden an seinem Unfall treffe und klagte deshalb gegen die Genannten auf Schadloshaltung. Landgericht und Oberlandesgericht Frankfurt erkannten auf gänzliche Abweisung der Klage. Das die Aufsichtspflicht des Oberlehrers anlangt, so wird angenommen, daß er sie ordnungsmäßig ausgeübt habe. Es sei unerheblich, ob er ein- oder mehrere Male in die Klasse gekommen sei. Selbst ein einmaliges Erscheinen müsse als genügend angesehen werden; auch durch häufigeres Erscheinen würde nicht verhütet worden sein, daß die Schüler Unfug trieben, solange er nicht bei ihnen, sondern in seiner Klasse war. Die gegen den Rektor gerichtete Klage wurde aus ähnlichen Gründen abgewiesen. Das Oberlandesgericht Frankfurt führte dazu aus, daß die Schule nicht dazu berufen sei, die Schüler auf Schritt und Tritt zu überwachen, und daß der Schaden ebenso entstanden wäre, wenn der Rektor eine Beaufsichtigung im weiteren Umfange angeordnet hätte. Gegen das Urteil des Oberlandesgerichts legte der Kläger Revision beim Reichsgericht ein. Der 6. Zivilsenat erkannte jedoch auf Zurückweisung der Revision, indem er die Ausführungen des Vorderrichters als durchaus zutreffend bezeichnete.

* **Bessere Bezahlung der Telegraphenvorarbeiter.** Ueber die Dienstbezüge der Telegraphenvorarbeiter sind jetzt vom Reichspostamt folgende Bestimmungen getroffen worden: Vom April ab erhalten dieselben das gleiche Normaltagelohn wie die Postboten desselben Amtesorts und ebenso Dienstalterszulagen nach den für die Postboten geltenden Bestimmungen. Daneben haben sie — zum Ausgleich der bisher schon bei Festsetzung ihrer Bezüge berücksichtigten besonderen Anfeindungen bei der Beschäftigung im Telegraphenbau — einen Zuschuß von 150 $\mathcal{M}$. täglich zu beziehen. Bei der Beschäftigung außerhalb des 2. Kilometer-Umfreises ihres Amtesorts wird den Telegraphenvorarbeitern neben dem Tagelohn und dem Zuschuß von jeder Oberpostdirektion für ihren Bezirk einbehaltslos zuzulegendes Geheld von 125 $\mathcal{M}$. bis 150 $\mathcal{M}$. täglich gezahlt. In Fällen unbedingten Bedürfnisses kann mit Genehmigung des Postamts ein höheres Geheld bezahlt werden.

Das Jubiläum des 2. Nass. Inf.-Regts. Nr. 88. Am Montag, April, tagte im Hotel-Restaurant "Unter Rhein", Gleich-
giltig hieselbst, nach wiederholten Besprechungen der An-
führer zur Feier des 100jährigen Bestehens des Regiments 88.
In Wiesbaden sich gebildete Ausschuss hatte im Einver-
nehmen mit den vom Regiment 88 bestellten Ausschussmit-
gliedern im großen und ganzen den Rahmen der abzuhaltenben
Feierlichkeiten für den 13. und 14. August 88. Jg. festgelegt.
Am 13. August hielten sich die Feierlichkeiten wie folgt: am
13. August in Mainz: Feldgottesdienst, Parade, nach erfolgter
Beendigung der Festteilnehmer Befichtigung der Stadt und
am 8 Uhr Kommerz in der Stadthalle; am 14. August in
Wiesbaden (bei Alt-Carnison): Etwa 9 Uhr vormittags — nach

Berlin. Bankdiskont 5 $\frac{1}{2}$ %, Lombardzinsfuß 6 $\frac{1}{2}$ %, Privatdiskont 4 $\frac{1}{2}$ %.

[illegible]



Nr. 86.

Freitag, den 10. April 1908.

23. Jahrgang.

Mittellose Mädchen.

Roman von H. Ehrhardt.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Sie sind ja eine ganz gefährliche, kleine Person!“ drohte er, „hier, nehmen Sie diese Apfelsine — ich habe Mitleid mit meinem Nächsten.“

Euse, jetzt völlig im Fahrwasser, zog ihm eine lange Nase.

„Bei Gelegenheit kommen Sie dran, Herr Hauptmann! Auch Sie entgehen Ihrem Schicksal nicht.“

Er versuchte ihren lachenden Blick festzuhalten.

„Das glaube ich auch!“ meinte er nachdrücklich.

Aber sie verstand nicht den tieferen Sinn seiner Worte, sie war bereits eifrig damit beschäftigt, in die rötliche Orangenschale Gesichter zu schnipeln, über die sie sich selbst kindisch freute.

Zum Schluß warf sie die zerstückelten Schalen ihrem Gegenüber ins Gesicht und der ernsthafte, kühle Hauptmann nahm das angebotene Gesetzt mit lebhaftem Amüsement an.

Unterdeß war seine Frau immer stiller und nachdenklicher geworden, sie stand vor etwas Unbegreiflichem. So hatte sie ihrem Mann noch nie gesehen! Es war ein unsäglich bitteres Gefühl, mit dem sie sich das eingestand. Freilich, ihre Gegenwart war ihm auch nie eine Freude gewesen, so wie es ihm plötzlich die Anwesenheit dieses jungen, liebreizenden Geschöpfes war, das sie selbst ihm ins Haus gebracht hatte. Und doch war all die Gefühlswärme, welche sich unter der Oberfläche ihrer kühlen, ruhigen Natur barg, dem Ahnungslosen zu eigen gewesen, ohne daß er je danach verlangt hatte. Sollte es sich jetzt noch so bitter rächen, daß sie sich ihm zu eigen gegeben, obgleich sie gewußt, daß er sie nicht liebte? Fünfzehn Jahre lang hatte sie sich daran genügen lassen, daß keine andere ihn und sein Herz besaß, daß sie allein ihm das geben durfte, was er von seiner Frau forderte, die tabellose Repräsentation und Führung des Haushalts, das leidenschaftlose Eheleben, die freundliche Kameradschaft — und nun sollte ihr dieses junge Ding zeigen, daß in der Brust ihres Mannes, dem sie überhaupt keine leidenschaftliche Regung zugetraut hatte, Flammen zu entzünden waren, durch die ihr eigenes Leben ein glückliches und beglückendes hätte werden können. Sie stöhnte leise auf.

Euses Blondkopf fuhr herum. Ein wenig betreten sah sie in das leichenblasse, abgepannte Frauengesicht.

„Dir ist nicht gut?“ stammelte sie ernüchtert, „o, verzeih, ich war gewiß zu laut.“

„Ich habe unerträgliche Kopfschmerzen!“ sagte Meta, sich gewaltsam zusammen nehmend.

„So leg' Dich doch hin!“ meinte ihr Mann, nicht völlig imstande, seinen Aerger über die Störung zu verbergen, „es ist ja Unsinn, daß Du Dich noch länger quälst — ich leiste Fräulein Euse noch ein halbes Stündchen Gesellschaft.“

Meta war aufgestanden.

„Du hast Recht, ich werde mich zurückziehen!“ sagte sie matt. „Gute Nacht, Euse.“

Ihre mageren Finger lagen eiskalt in der warmen, weichen Mädchenhand. Es war der feine Spürsinn des Weibes, das in der Seele ihresgleichen zu lesen versteht, der Euse die Worte auf die Lippen drängte:

„Ich gehe mit Dir, Meta, Dein Mann wird mich entschuldigen, aber ich habe so lange nicht nach Hause geschrieben — ich möchte es heut' noch tun.“

Etwas wie ein befreites Lächeln glitt über Metas matte Züge.

Euses anscheinende Unbefangenheit, die Gleichgiltigkeit, mit der sie ein Alleinsein mit ihrem Manne aufgab, trugen viel dazu bei, ihr die innere Sicherheit zurückzuschicken.

Zudem hatte der Hauptmann durch sein Zeichen besonderes Mißvergnügen über Euses Fahrensflucht verraten. Er wünschte den Damen lächelnd eine gute Nacht und meinte, er habe auch noch eine Menge schriftliche Sachen zu erledigen. Daß er Euses Hand zum Abschied fester als just nötig drückte, merkte nur sie mit heimlichem Erstaunen und einem ganz kleinen, pridelnden Schauer.

Meta aber schalt sich töricht und schwarzseherisch und hatte ein förmlich schuldbewußtes Gefühl gegen ihren Mann, daß sie ihm die Freude an Jugend und Schönheit nicht harmlos gönnte, sondern ihm in der häßlichsten Weise mißtraute.

Wenn sie ihn so selbstlos liebte, wie sie's bis dahin gemeint, so hätte sie ja froh sein müssen, ihn so gutgestimmt und liebenswürdig zu sehen, sich selbst und anderen zur Freude. Alles in ihr sträubte sich im Grunde auch dagegen, an der ehrenhaften, charakterfesten Gesinnung ihres Mannes zu zweifeln. Er war nicht der bequemste Ehegatte gewesen, aber sie hatte doch zu dem Manne in ihm immer voll Stolz aufsehen können. Sie meinte es nicht ertragen zu können, ihn kleiner zu finden, als den, den sie seit Jahren liebte und achtete.

Und so verschloß sie eigentlich gewaltsam die Augen für die Entwicklung der Dinge, mit der sich bereits das ganze Dienstpersonal lebhaft standaliierend beschäftigte.

„Der Herr Hauptmann“ war ja stets dort zu finden, wo das gnädige Fräulein war. Er ließ sie keinen Schritt mehr allein ausgehen, und als seine Frau durch ein leichtes Schnupfenfieber ein paar Tage lang aus Zimmer gefesselt war, begleitete er die junge Verwandte sogar aufs Eis und fand sich plötzlich mit Schlittschuhen neben Euse und Trautendorf, welcher letzterer mühsam einen Fluch unterdrückte, was von seiner Angebeteten wohl bemerkt und mit großer Genugtuung aufgenommen wurde. Ohne daß sie sich dessen voll bewußt war, verfügte sie über die Künste der raffiniertesten Kofette.

Sie zeigte freudigste Ueberraschung, daß der „Vetter“, wie sie ihn nun schon nannte, ihretwillen sich aufs Glatteis gewagt hatte und sie verschwembete so viel Schelmerei und Liebenswürdigkeit an ihren neuen Kavaliere, daß Trautendorf in einem Zustand neben dem lustigen Paar herfuhr, in dem der Mensch „vor Wut zu plagen“ meint. War es nicht genug, daß der Hauptmann mit offenkundiger Absicht jedes Alleinsein zwi-

schen ihm und dem geliebten Mädchen zu vereiteln wußte, daß er Suse sogar von den Proben zu den lebenden Bildern persönlich abholte, während den anderen jungen Mädchen selbst von den Eltern nur der Wunsch als Schutz gesandt wurde?

Und war es nicht gemeines Pech, daß er bei den letzten Gesellschaften nie Susen Tischherr gewesen, ja nicht einmal neben ihr hatte sitzen dürfen.

Daß Wittner zweimal der Glückliche gewesen, schrieb er wuschelnd von der „talten Hundeschnauze“ der Frau von Brodhaus zu, die sicher dort ihren Einfluß bei der Tischordnung gehabt hatte. Freilich, sehr nahe am Ziel schien der rotblonde Offizier auch nicht zu sein. Er hatte Stunden, in denen er, der sonst so Pflgemäßliche, etwas Nervöses und Unstütes zur Schau trug.

Frih Trautendorfs Stirn hätte sich schnell entwölkt, wäre ihm ein Blick in Susen Köpfchen gestattet gewesen. Sie war ja mit all ihren Gedanken nur bei ihm und empfand unnennbare Pärtlichkeit und überströmende Liebe, wenn sie ihn nur in ihrer Nähe wußte, seine Augen auf sich ruhen fühlte. Sie kostete vollbewußt die Seligkeit ihrer ersten Liebe aus und freute sich nebenbei noch ihrer sonstigen Erfolge, ohne daß sie im Entferntesten ahnte, wie großes Unheil sie stiftete und welche Qualen der Eifersucht und des Zweifels sie drei Männerherzen bereitete.

Der Unglücklichste war jedenfalls Max von Brodhaus, denn die Hindernisse, welche sich seiner späten Leidenschaft entgegenstellten, waren unübersteiglich und es gehörte die ganze tatkräftige Energie seiner Natur dazu, überhaupt an die Möglichkeit einer Vereinigung mit Suse zu denken. Es kamen Stunden, da er verzweifelt an verschlossener Pforte rüttelte mit dem festen Willen, sie gewaltsam zu erbrechen und andere, da sein stark ausgeprägter Ehrgeiz sich ebenso erbittert dagegen auflehnte, um eines Weibes willen seine glänzend verlaufene heiß erstrebte Karriere aufzugeben. Er verspottete dann selbst mit ähender Schärfe den „Johannistrieb“, in dem seine betrogene Jugend sich an ihm rächte. Kam er dann aber mit sich selbst zerfallen und während auf die Störerin seiner Ruhe aus dem Dienst und sah oben am Erkerfenster Susen blondes Köpfchen, ihr strahlendes Begrüßungslächeln, dann piff er, wie er sich innerlich sagte, auf die „glänzende Karriere“ und meinte, mit dem dümmsten Leutnant tauschen zu können, wenn er die blühende, junge Gestalt, die oben im Entree manchmal aus irgend einem Winkel heraus den Heimkehrenden zu erschrecken suchte, hätte als sein Weib in die Arme schließen können.

Eine drängende Lebensfreude, eine förmlich Knabenhafte Ausgelassenheit erfüllte ihn dann. Mit ungerechter Bitterkeit klagte er seine Frau dafür an, daß sie nicht verstanden, das was eine trübe Jugend ihm versagt hatte, in ihm zu erwecken. Hatte sie überhaupt je versucht, seine Interessen und Liebhabeereien zu teilen?

Suse wußte schon jetzt besser Bescheid in der Rangliste, als seine Frau und hatte ungeheuren Respekt vor der Tatsache, daß der „Vetter“ Aussicht hatte, in den großen Generalstab kommandiert zu werden.

Auch ihr Verständnis für Pferde hatte sich überraschend schnell entwickelt. Ach und wie gern hätte sie reiten gelernt! Es war eine große Versuchung für den Hauptmann, der er wohl nur im Hinblick auf Susen heimatische Verhältnisse widerstand. Seine Frau hatte ihm auch auf dieses Gebiet aus Gesundheitsrücksichten nicht folgen können.

Wie entzückend hätte Susen junge, geschmeidige Gestalt zu Pferde ausgesehen! Er sagte ihr das auch einmal im Stall, als sie neben ihrem Viehling, der hellglänzenden Goldsuchstute „Senta“ lehnte, die bereits den Kopf nach ihr wandte, wenn sie schmeichlerisch ihren Namen rief.

„Ach, reiten!“ hatte Suse erwidert und dann die Lippen geöffnet, wie eine Dürstende. Und der Mann hatte die bebenden Hände fest um die Reitgerte geklammert, um das junge, genussfähige Geschöpf nicht an seine Brust zu reißen.

So standen die Dinge an dem Tage, der abends das vielbesprochene Ballfest beim Kommandeur bringen sollte. Durch Metas Güte war Suse zu einem reizenden Dornröschenkostüm gekommen; es lag ausgebreitet auf der rotseidenen Steppdecke ihres Bettes und sie strich im Laufe des Nachmittags öfters fast zärtlich über die weiche rosa Seide und hielt schnell einmal den graziösen Rosenkranz vor dem Spiegel gegen das weiche, lichtblonde Haar.

Wenn es nur erst Abend wäre! Sie langweilte sich entseßlich. Zu einer Handarbeit oder zum Lesen fehlte ihr die innere Ruhe, und da ihre Cousine sich vor solch abendlichen Festen ein paar Stunden hinzulegen pflegte, so war sie ganz auf sich allein angewiesen.

Schließlich setzte sie sich in ihrem Zimmer ans Fenster und

blinnte, das Herz voll seliger Hoffnungen, in den trügerischen Vorfrühlingstag hinaus, der heute bemüht gewesen war, mit warmen Sonnenstrahlen dem Winter den Sieg über die Erde abzurufen. Ueber das feuchtglänzende Schieferdach des niedrigen Stallgebäudes schweifte das Auge über große Gärten und Hauptplätze bis zu den Bahnhofsanlagen hinüber. Hinter ruhig schwarzen Lokomotiven, silbrig schimmernden Gleisen, hinter Qualm und Rauch ging die Sonne jetzt hochbefriedigt von ihrer Mission glutrot zur Miste, ihre feurigen Strahlen brachen siegreich durch die Wolkenschicht, die sich am Horizont gelagert hatte. Eilig segelten kleine, rosige Wolkenschäfchen über den blaßblauen Himmel und verschwanden wie schutzsuchend hinter einer großen, goldumsäumten Kollegin, die darob purpurn erglühte.

„Es wird regnen!“ dachte Suse prosaisch, den kleinen Wölkchen nachsehend und hielt sich die Hand vor den gähnenden kleinen Mund.

Da hörte sie unten auf dem Pflaster des Hofes einen Säbel aufklirren — Hauptmann von Brodhaus ging wie gewöhnlich um diese Zeit in den Stall. Suse war impulsiv aufgesprungen und drückte ihr Näschen neugierig an die Scheiben. Schon hatte sie die Hand erhoben, um sich durch Klopfen bemerkbar zu machen, als der stattliche Offizier auch schon den Kopf empor wandte und erfreut zu dem lachenden Mädchen hinaufgrüßte.

Einer augenblicklichen sehnfüchtigen Regung folgend, winkte er lebhaft, sie solle herunterkommen.

Suse ließ sich das nicht zweimal sagen. Im Stall war's immer so gemütlich und der Nachmittag war noch so endlos lang.

Nachschlang sie nur einen schwarzen Spießenschal um den Hals — noch ein prüfender Blick in den Spiegel — und dann schlüpfte sie vorsichtig durchs Entree und trällernd die Treppe hinunter. Am Küchensfenster stand Betty und sah ihr ingrimmig nach. Sie konnte dem Hauptmann das „Verklatschen bei der Gnädigen“ noch immer nicht verzeihen. Wenn ihr Unteroffizier ihr jetzt nicht trenn blieb, weil er sie so selten sehen konnte, so trug der „olle Ekel“ die Schuld. Es reizte sie mächtig, ihm einen Schabernack zu spielen. Sie wollte jetzt die „Gnädige“ wecken und versuchen, ihr mal ein wenig die Augen zu öffnen über die schamlose Art, mit der sie betrogen wurde. Umsonst steckte Fräulein Meridies doch nicht im Stall bei dem Herrn Hauptmann wie eben jetzt.

Eilig war Suse über die hölzerne, ausgetretene Schwelle gehuscht. Innen war es schon dämmerig, nur durch eine schmale Fensterlücke blinkte ein goldroter Sonnenstrahl hinein und lag wie ein Lichtstäbchen über dem glänzenden Rücken der Suchstute. „Wo stehen Sie denn, Vetter?“

Suse trat blinzeln vor, gerade so weit, daß sie in den Bereich des Sonnenstrahls kam, der sich sofort in ihr lichter Haarsinnstete und lieblosend über ihre leichtgerötete Wange glitt.

Eine herzerquickende Frische und Anmut ging von ihr aus.

„Hier bin ich, Suse!“

Der Hauptmann, der im Hintergrund durstig den Reiz dieses jungen Geschöpfes in sich hineingetrunknen hatte, kam nun rasch auf die Tragerin zu. Die verneigte sich schelmisch fast bis zur Erde. „Dero Gnaden haben befohlen!“

Seine staßgrauen Augen ließen nicht von ihr.

„Suse! Herziger Toppf! Seien Sie jetzt mal ein wenig ernsthaft — ich möchte Ihnen gern etwas wichtiges mitteilen — nein, nein, bleiben Sie nur da, fortlaufen gibts nicht.“

Er hielt das junge Mädchen, das von Unbehagen erfaßt, betroffen zurückweichen wollte, am Arme fest.

„Hören Sie mich ruhig an, Suse! Ich muß es Ihnen endlich sagen, ich werde ja verrückt, so unmenslich lieb hab' ich Sie, kleine Suse.“

In ihrem lebhaften Gesichtchen spiegelte sich deutlich Schreck und Verlegenheit. Sie suchte sich von dem Griff seiner Hand zu befreien.

„Aber das darf doch nicht sein,“ stotterte sie hilflos.

Er ließ sie los, blieb aber so dicht vor ihr stehen, daß sein heißer Atem beim Sprechen gegen ihre Stirn wehte.

„Pah! Darf nicht sein!“ brauste er leidenschaftlich auf, „gehören Sie auch zu den zahmen Naturen, die erst nach Recht und Gesetz fragen, ehe sie sich gestatten, Gefühle zu haben? Ich liebe Sie, Suse, ich liebe Sie so, daß ich Ihre Wege alles aufgeben würde. Ich werde den Abschied nehmen, ich werde mich von meiner Frau scheiden lassen — sie liebt mich ebenso wenig, wie ich sie, unsere Ehe ist kinderlos — es wird keine großen Schwierigkeiten geben — und wenn auch! Ich werde sie alle besiegen, denn ich muß Sie besitzen, Suse!“

(Fortsetzung folgt.)

Romantik.

Von Alice Stein.

(Nachdruck verboten.)

Angelika war schon in den Dreißigern, als sie an einer kleinen Universität zum Doctor medicinae promovierte. Ein halbes Jahr vorher hatte sie die Approbation als Ärztin erhalten.

„Du hast also etwas Tüchtiges erreicht!“ sagte ihre Freundin Henny, die bedeutend jünger war und mit großer Liebe und Verehrung an Angelika hing.

„Du kannst wirklich zufrieden sein, Geli!“
Sie war es aber nicht.

Während der Arbeitszeit, der fortwährend angestrengten Tätigkeit kam sie nicht zum Grübeln. Aber nun — da sie sich ausruhen sollte — nun überschlich sie ein anfangs nur leiser Nismut, der sich aber täglich steigerte.

Denn — was war nun eigentlich getan? Sie hatte immer erwartet, daß ihr Ziel eine wundervoll große Freude werden würde. Aber auch das war nicht der Fall. Ja, sie spürte nicht einmal Zufriedenheit. Eine an Gleichgültigkeit streifende Ruhe, die zugleich langweilte und verstimmte, überkam sie. Und dabei bemühte sich ihr kleiner Kreis — der stolze, glückliche Bruder und einige junge Verehrerinnen — freundlich und aufrichtig, das für sie so wichtige Ereignis zu feiern.

Angelika schämte sich entsetzlich, als sie den Grund ihrer Teilnahmslosigkeit erkannte. Sie schien, ohne daß sie es sich je eingestanden, an eine Belohnung ihres Fleißes gedacht zu haben, an ein irgendwie beschaffenes Glück — vielleicht ein Liebesglück. Das jedoch blieb ihr versagt. Wenigstens bis jetzt schien es so.

Der Bruder und die kleine, in ihn verliebte Henny schoben das auf Geli's „herbes Wesen“, wie sie sagten. Fräulein Doctor medicinae haßte dieses Wort.

Aber es war doch etwas Wahres daran. Sie hatte stets den Eindruck erweckt, als läge ihr absolut nichts am Manne. Ihr scharfes, unregelmäßiges Gesicht mit dem dunklen Schatten über der Oberlippe, ihre kluge, aber vielleicht zu überlegene Art gefiel nicht. Da gab es wohl einige junge Mädchen, denen sie imponierte, aber für Frauen und Männer war sie im allgemeinen reizlos.

Sie dachte viel zu ernsthaft und selbstbewußt, als daß sie dadurch hätte verkümmern können. Energisch und zielbewußt hatte sie sich zu dem Studium entschlossen. Sie wollte durch eigene Kraft etwas sein und können, und so war sie Ärztin geworden. Keine besondere Neigung trieb sie gerade zu diesem Beruf. Da sie jedoch keine bestimmte Begabung besaß, riet ihr die Vernunft allein, etwas zugleich Praktisches und nach außen immerhin Wirkendes zu ergreifen.

Angelika hatte nie viel auf ihr Äußeres gegeben. Je mehr sie dann durch ihre Arbeit in Anspruch genommen wurde, und je weniger sich die Herrenwelt der Provinzstadt sich um die Vielbeschäftigte kümmerte, um so mehr vernachlässigte sie ihre Pflege und Toilette.

Zwei Professoren und ein Dozent freundeten sich innig mit ihr an. Sie schien ihnen zur Freundin geeignet und wie wenig Frauen dazu befähigt: aufrichtig und teilnahmsvoll, tüchtig und anspruchslos, voll ernststen, eifrigen Strebens.

Sie spürte mit wunderbarem Instinkt gleich im Anfang der Bekanntschaften, deren sie während ihrer Studienzeit viele schloß, wie weit sie mit den Menschen kommen konnte und würde. So empfand sie bei den Gelehrten sofort, daß sie auch denen als Weib gar nicht in Frage kam. Und das war so kränkend, dieses Ausgeschlossenheit war so fürchterlich kränkend —

Obgleich Geli viel zu stolz war, ihr Gefühl an einen, der es verschmähte, zu verschwenden, hatte sie es doch nicht hindern können, daß einmal der Wunsch in ihr entstand, von dem einen, der ihr der ergebenste Freund schien, begehrt zu werden. Aber dieser Wunsch blieb unerfüllt.

Ruhig und mit großer Selbsterziehung unterdrückte sie all die töricht jugendlichen Regungen und fand sich, wenn auch nach mühsamem Kampfe, zurück. Sie wußte selber nicht genau zu unterscheiden, ob ihre weibliche Eitelkeit oder wirklich ihr innerstes Gefühl im Spiel gewesen war.

Mit der Zeit hatte sie zwar nicht vergessen, aber doch gelernt, drübersehend die Episode zu betrachten.

Bald nach ihrer Promotion brachte eine illustrierte Zeitschrift ihr Bild. Der Besitzer des Blattes war ein altlicher, reicher Junggeselle, der schon mit Geli's Vater befreundet gewesen und stets ein reges Interesse an ihr bekundet hatte. Es hätte nur an ihr gelegen, diesen unbedeutenden, gutmütigen Menschen, der sich jetzt einsam fühlte, für sich zu gewinnen. Er war ihr durchaus untergeordnet und bewunderte ihr großes Wissen um so mehr, als er selbst sehr wenig Begabung besaß und dennoch viele Freude am Können hatte.

Das kleine, lustige Fräulein Henny, das merkwürdigerweise — sie war der denkbar größte Gegensatz zu Geli — oder vielleicht gerade deshalb von ihr zärtlich geliebt wurde, hatte mal ganz vorsichtig und diplomatisch, wie es sonst eigentlich nicht ihre Art war, die etwaige Möglichkeit einer Verbindung mit dem doch noch recht stattlichen Manne angedeutet. Angelika lachte. Dann fragte sie ruhig:

„Weshalb sollte ich denn diesen Herrn heiraten?“

Henny murmelte etwas von „auch schon abgeklärte Lebensanschauung“ — sie fand die Freundin bei aller Verehrung schon furchtbar alt — und sagte dann, nach passenden Worten suchend:

„Ich hab' so das Gefühl, du würdest als Frau und besonders als reiche Frau sehr gut wirken — das liegt dir, glaube ich; außerdem muß es dir doch auch schmeicheln.“

„Was?“ fragte Geli mit fast schmerzlichem Ausdruck in Augen und Stimme.

„Ich bin leider nicht bumm genug, in diesem Falle an Liebe überhaupt nur zu denken. Es ist dir ja überdies ganz klar, daß die Liebe eines Mannes wie Günthers für mich wenig bedeuten könnte. Aber darüber haben wir gar nicht erst zu diskutieren, denn darum handelst es sich nicht. Er liebt mich nämlich absolut nicht. Ihn reizt mein Titel und das bißchen Ungewöhnliche, das er an meinem Studium noch findet. Aber ich weiß genau, daß ihm sonst nichts an mir begehrenswert erscheint. Also, kleine Henny — du siehst wohl ein, daß dein Vorschlag Unsinn war, von dem vielleicht nicht gerade unwichtigen Faktor ganz abgesehen, daß ich nichts für diesen Mann empfinde.“

Wenige Tage nach diesem Gespräch erhielt Geli einen Brief von unbekannter Hand:

„Verehrtes Fräulein!

Vorgestern abend fand ich Ihr Bild auf meinem Schreibtisch. Viele tausend Menschen mögen das Blatt mit mehr oder weniger Interesse betrachtet haben — für niemand kann es so viel bedeuten wie für mich.

Meine Träume und Gedanken erfüllten Sie schon lange. Aber nun kann ich diese ersten, strengen Blicke, in denen ich ein geheimes Sehnen lese, so oft ich will betrachten. Ja, ich habe das Gefühl, Sie sind bei mir — Sie kennen auch mich und mein Heim, wie ich glaube, alles, was Sie angeht, zu verstehen.

Ich muß Ihnen endlich sagen, wie sehr ich mich Ihnen nahe dünke! Ich weiß sicher, daß die klugen, stillen Augen strahlen, diese Lippen küssen können, daß sich Ihr ganzes Wesen wie selten eines zur Liebe eignet — ich weiß auch, daß Sie — wenn es Ihnen der Mühe wert schiene — die Schönste sein könnten.

Ach, daß Sie es für mich sein wollten! Verzeihen Sie mir, Liebe, Gute, daß ich Ihnen das alles sage, ohne Ihnen zugleich meinen Namen zu nennen. Ich fand es bisher töricht, anonyme Briefe zu schreiben. Diesmal ist es anders. Sie brauchen — das fühle ich — die Versicherung meiner innigsten Empfindung. Daß ich Ihnen nichts weiter geben darf, ist die Schuld der Verhältnisse, und nur ich werde daran zu tragen haben.

Ihre Seele hat unbewußt zu der meinen gesprochen und mein Herz verstand diese Sprache. Es gibt unsichtbare Fäden zwischen uns, die sich niemals und durch nichts in der Welt zerreißen lassen.

Wie unsäglich wünschte ich, auf den armseligen Schimmer von Romantik, den mir das Verschweigen alles Äußereren vielleicht verleih, verzichten zu können.

Angelika, ich küsse Ihre Hände, ich halte sie immer und ewig! Geliebte — leben Sie wohl.“

Die Wirkung dieses Briefes auf Geli war eine fesselnde. Nach dem ersten Durchlesen der Zeilen schloß

letzte sie nur schweigend den Kopf, während ihr langsam eine Röte in die Wangen stieg. Das zweite Mal lachte sie, aber aus Freude und Stolz. Dann jedoch, als sie wieder prüfend Schrift und Inhalt betrachtete, überkam sie plötzlich ein Zweifel, ob es sich nicht um einen Scherz handelte. Und kaum war dieser Gedanke in ihr aufgestiegen, als sie eine brennende Scham ergriff, daß ein fremder Mann so genau ihr Innerstes kennen sollte und sich vielleicht darüber lustig machte.

Sie steckte das Kuvert mit einer an ihr sonst fremden Hast in die Tasche, um gleich darauf wieder danach zu tasten, bis das Knittern des steifen Papiers sie beruhigte.

Der Bruder bemerkte sofort eine leise Unruhe in ihren Augen.

„Ist etwas, Geli?“

„Nichts, Klaus, nur — nein, es ist nichts!“

Zu niemand sprach sie davon. Sie kam sich sehr andisch vor: einen anonymen Brief so wichtig zu nehmen! Das taten eifersüchtige, ängstliche oder un-reise Menschen. Aber sie, weshalb sie?

Nun, sie wollte eben nur wissen, wer der Schreiber war. Weiter gar nichts. Das konnte ihr doch keiner verdenken. Sie war eben ein bißchen neugierig,

— also das war es, Neugierde, wirklich? Geli vermied, sich das zu fragen. Sie war gewohnt, sich selbst genau und ehrlich — soweit man das kann — von allem, was in ihr vorging, Rechenschaft zu geben. Diesmal hatte die Vernunft gar nicht mitzureden.

Ihr heißes, zurückgedämmtes Empfinden war in Aufruhr. Wer konnte wissen, daß sie, die Herbe, Un-weibliche, von ihrem Studium so Ausgefüllte, nach Liebe hungerte?

Sie zwang sich zur ruhigen Ueberlegung. Und immer wieder derselbe Kreislauf der Gedanken: Der Poststempel deutete auf eine vornehme Gegend, wen kannte sie da? Ach — sie kannte ihn ja überhaupt nicht, hatte ihn nie gesehen, gesprochen.

Wer aber konnte eine Freude daran haben, zum Scherz dies alles zu schreiben?

Es war wohl auch kein Scherz. Wer so mit ihr die feinsten Regungen fühlte, konnte unmöglich grob und plump dieses Wissen zu einem Scherz mißbrauchen. Es war also heiliger Ernst! Die Schuld der Verhältni-isse — was könnte das wohl sein? Ganz einerlei, das ging sie nichts an. Genug, er verstand und ver-ehrte sie. Verehrte? Nein, liebte, liebte sie!

Wie war es möglich, daß der kurze, namenlose Brief ihr ganzes Wesen veränderte? Was las sie nicht alles heraus, was glaubte sie nicht alles hineingelegt, mit halben Worten geheimnisvoll angedeutet?

Jeder Tag brachte ihr neue Sorgen. Neue Fäden, die sie zu entwirren suchte, schlangen sich um das kleine Blatt, dessen Bedeutung für sie stetig zu wachsen schien.

Der Bruder sprach von „Praxis“ nehmen. Das Studium hatte viel Geld gekostet. Er konnte auch nicht immer für Geli sparen, bei aller Liebe und Hochschätzung — sie war nun fähig, sich selbst durchzubringen, sollte es wenigstens versuchen. (Er dachte an eine baldige Heirat mit Henny.) Die Schwester wollte doch auch früher nie von Unterstützung hören —

Angelika, die Arbeitswütige, Resolute, Ueberlegene, erwachte langsam aus ihren törichten Dämmerträu-men, deren sie sich schämen mußte, wollte!

Sie erklärte dem Bruder, daß sie jetzt noch unent-schieden wäre, wie alles einzurichten sei, und daß sie außerdem noch keine Lust zu ernster Arbeit habe.

Er möge sich gedulden, vielleicht — es könne ja ein Wechsel eintreten.

Unentschlossenheit und eine bei ihr selbst ammu-tende Entrücktheit bemächtigten sich des Mädchens. Sie hoffte, ohne eine Erfüllung zu erwarten oder zu ver-langen.

Es gab jemanden, der sie liebte, der an sie dachte, sich an sie gefesselt fühlte — „Glinther“!

Blühhartig tauchte dieser Name vor ihr auf. Das gab zu denken. Zwar — weshalb sollte er nicht frei zu ihr sprechen? Konnte er wissen, daß sein Ge-ständnis auf diesem Wege großen Eindruck auf sie machen würde? Sie wollte ihn nie danach fragen, denn

sie erwünschte diese Erklärung eigentlich nicht. Aber immerhin — man konnte ihn ja gelegentlich ein bißchen studieren. Sie hatte sich im Grunde noch nie recht mit ihm abgegeben. Es mußte doch etwas Liebens-wertes an ihm sein, wenn ihr Vater zeit seines Lebens viel von ihm gehalten hatte. Und von nun an be-trachtete Geli auch ihn, ebenso wie jetzt alle anderen Menschen, mit gewissem Wohlwollen, das freilich von Wärme noch weit entfernt war.

Henny als junge Braut, von Natur egoistisch und jetzt mehr denn je mit sich beschäftigt, gab dem Ver-lobten recht und riet der verehrten Freundin, ziemlich deutlich ihre Gründe erkennen lassend, nun endlich die Ferien zu beenden. — Geli nickte zerstreut.

In früherer Zeit hätte eine derartige Aufforderung vollständig genügt, sie aus dem Hause ihres Bruders zu vertreiben. Jetzt lag das anders. Geli hatte an so viel zu denken, was die beiden nicht verstanden. Sie machte Besorgungen, kaufte Seiden und Spitzen, ordnete ihr Haar fleidsamer, trug aparte Kostüme und begann überhaupt an ihr Aeußeres zu denken. Sie pflegte sich mit Sorgfalt, besuchte Theater und Gesellschaften — es war ja möglich, daß sie von ihm gesehen wurde. Sie schmückte sich für ihn, vielleicht bemerkte er es.

Ihr ganzes Wesen war verwandelt, eine lichte, ver-jüngende Heiterkeit schien über sie ausgegossen, und sie selbst empfand die größte Freude darüber.

Sie ging oft stundenlang spazieren. Nie enttäuschte es sie, daß sie ihm nicht begegnete. Er durfte sich ja nicht zu erkennen geben. Sie sah es ein, vertraute ihm mit kindlichem Glauben und begnügte sich. Das Sehnen in ihr schien gestillt.

Anfangs zwar verspottete Geli sich selber, ironisierte ihr eigenes Tun. Aber allmählich ward dies „grundlose Gefühl“, wie sie es nannte, so tief und beglückend, so mächtig in ihr, daß es einfach mit zu ihrem Leben gehörte. Der Fremde war im Recht — und das war wieder zwingend — sie hatte die Versicherung seiner Empfindung gebraucht. Nicht mehr zu trennen war in ihren Gedanken, was er, was sie in dieser Sache dazu gegeben. Es kam auch gar nicht mehr in Frage.

Geli hatte sich naiv — bis zur Dummheit, sagte sie — von diesem Liebesgeständnis erwärmen lassen, sie hatte jeden Vernunftgrad, jede Realität vergessen. Jetzt, wo sich ihr der Segen ihrer Torheit offenbarte, wehrte sie sich nicht mehr dagegen. Nun gebot ihr der praktische Sinn, an dem festzuhalten, was sie zufrie-den gemacht.

Als der Bruder dann heiratete, und sie sich recht störend in seinem Hause vorkam, nahm sie Glinther's Werbung an. Wohl erwog sie kühl und sachlich alle Vortheile dieser Heirat; sie würde ein reiches, schönes Heim haben und sich jeden äußeren Wunsch verwirklichen können. Aber das allein war nicht ausschlaggebend.

Geli gestand sich den wahren Grund allerdings nicht ein — denn sie hielt ihn nicht für stichhaltig — jedoch er bestimmte ihren Entschluß: sie hatte sich mit Glinther angefreundet, aufrichtig und herzlich. Da sie überhaupt in der letzten Zeit viel zugänglicher gewor-den und geneigt war, Dinge und Personen in milderem, freundlicherem Licht zu sehen, hatte der schlichte Mann ganz anders als früher auf sie gewirkt. Sie begann seine Fehler zu entschuldigen, seine lebenswürdigen Seiten anzuerkennen. Und so war es keine Resignation, son-dern ein froher Wille, mit dem sie ihm ihr Jawort gab.

Vielleicht liebte Glinther, der ihr jetzt mehr zurück-haltend als unbedeutend, mehr spröde als kalt erschien, sie dennoch mit jener jugendlichen Liebe, die aus dem Ton des Briefes sprach. Gleichviel nun, ob er der Schreiber war oder nicht. Sie wollte nicht danach forschen.

In treuer, guter Kameradschaft wird sie mit ihrem Gatten durchs Leben gehen. Nichts anderes verlangt sie mehr. Was sie nie zu hoffen gewagt, was ihr nie benutzte Sehnsucht gewesen, war ihr zuteil geworden: auf ihre scheidenden Jugentage ist ein Schimmer jener süß beglückenden Romantik gefallen, die keine Frau, wer sie auch sei, entbehren mag.

Denkspruch.

Es gibt gewisse Dinge, wo ein Frauenzimmer immer schärfer sieht als hundert Augen der Mannspersonen.

Celling.